

EUROPÄISCHE GESCHICHTE IN GLOBALEM KONTEXT

Mein Vorgänger als Preisträger des Historischen Kollegs, Wolfgang Reinhard, hat kürzlich bei einem Gespräch in kleinem Kreise von einer aufschlussreichen Erfahrung berichtet. In Diskussionen zu seinem neuen Buch „Lebensformen Europas“ wird er stets zum Thema „Europa“ befragt, viel weniger zum Thema „Lebensformen“, dem eigentlichen Gegenstand des Werkes. Ich habe persönlich ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. In Diskussionen zu meinem Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ treten häufig sehr schnell aktuelle Fragen der Europäischen Union in den Vordergrund – die Grenzen Europas im Osten, die Zugehörigkeit der Türkei, Europa als Wertegemeinschaft. Vielfach führen solche Diskussionen dann weit weg von meinem Ausgangspunkt. Mein Thema sind frühe Entstehungsbedingungen und langfristige Entwicklungslinien des europäischen Sonderwegs im interkulturellen Vergleich, nicht primär aktuelle Probleme der Europapolitik. Sicher besteht zwischen solchen Gegenwartsfragen und historischen Themen der Langzeitentwicklung ein Zusammenhang – genauso wie zu Wolfgang Reinhard's „Lebensformen Europas“. Ein solcher Zusammenhang ist aber meist bloß in stark vermittelter Form gegeben. Es ist verständlich, dass bei öffentlichen Diskussionen aktuelle Europathemen besondere Beachtung finden. Und es ist erfreulich, dass sie zu neuen Fragen an die Geschichtswissenschaft führen. Probleme sehe ich in der Reaktion der Wissenschaft. Es gibt sehr unterschiedliche Formen, mit diesem neuen Interesse an europäischer Geschichte umzugehen. Mit solchen unterschiedlichen Formen des Umgangs mit europäischer Geschichte möchte ich mich heute in sehr geraffter Form befassen. Dabei ist es mir besonders wichtig, dass Europäische Geschichte in einem größeren Bezugsrahmen gesehen wird. Das meine ich mit „Europäische Geschichte in globalem Kontext.“

Überblickt man die großen Veröffentlichungen zur Europäischen Geschichte in zeitlicher Abfolge, so lassen sich deutlich verschiedene Wellen unterschiedlicher Intensität der wissenschaftlichen Aktivitäten feststellen. Das gilt genauso für die Einrichtung von Lehrkanzeln, Studiengängen und Forschungsinstituten zur Europäischen Geschichte. Und diese wissenschaftlichen Aktivitäten korrespondieren sehr auffällig mit politischen Europabewegungen. Das gilt schon für die Zwischenkriegszeit, ganz besonders aber für die zweite Jahrhunderthälfte. Nach einem Hoch in der Zeit nach den Römischen Verträgen ließ die Dynamik in den 70er Jahren deutlich nach, wurde dann aber nach der Beseitigung des

Eisernen Vorhangs von einer neuen, noch viel stärkeren Aufschwungsphase abgelöst. Solche Entsprechungen stimmen nachdenklich: Dient europäische Geschichtsschreibung als Legitimationsideologie für aktuelle Europapolitik? Heinz Duchhardt, der Direktor des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, formuliert dazu vorsichtig: „Wenn der Eindruck nicht täuscht, steht die europäische Geschichtswissenschaft heute in der Gefahr, vor dem Hintergrund eines gewissen öffentlichen Drucks aus dem politischen Raum, der politische Prozesse auch publizistisch abgefedert sehen will, sehr schnell Synthesen auf den Markt zu geben, für die die Zeit eigentlich noch nicht reif ist...“. Drastischer drückt sich Ludolf Kuchenbuch, Emeritus für Mittelalterliche Geschichte an der Fernuniversität Hagen, aus: „Der Druck der Öffentlichkeit auf die Agenten der Erinnerungskultur, zu erklären, was es mit der Vergangenheit Europas auf sich habe, ist groß – die Zunft steht vor einem großen gesellschaftlichen Auftrag. Viele Initiativen sind im Gange. Die Gefahr der Ansteckung durch die politischen Skepsis–, besonders aber die Hoffnungsparolen ist groß. Es gibt deutliche Anzeichen einer anpassungswilligen ‚Eurose‘ bzw. ‚Eurotik‘ im Historisierungsgeschäft. Eine typische Situation für die Konjunktur von Mythenimport und Mythenkritik“. Die Politikwissenschaft liefert zu solchen Zusammenhängen das Stichwort „Identitätspolitik“. Geschichte eignet sich als Instrument von Identitätspolitik in vorzüglicher Weise. Das gilt für alle Ebenen von der akademischen Forschung bis hin zu ihrer Weitervermittlung in Schulunterricht und Medien.

Das Muster einer Geschichte im Dienste politischer Bewegungen ist uns aus der Geschichte der Geschichtsschreibung gut bekannt. Nationalismus und nationale Geschichtsschreibung standen in der Vergangenheit und stehen mancherorts auch noch in der Gegenwart in engem Konnex. Sicher – der politische Zusammenschluss Europas will gerade Nationalismen – und damit auch nationale Geschichtsbilder überwinden. Das kann aber nicht dadurch gelingen, dass man analoge Zugangsweisen zur Vergangenheit in größerem Rahmen reproduziert. Soll Stolz auf die europäische Geschichte als Ziel historischer Darstellung den Stolz auf nationale Geschichte ablösen? Zweifellos wird niemand dabei heute noch mit dem Lobpreis „großer“ Herrscherpersönlichkeiten oder „großer“ Schlachtensiege operieren. Aber steht nicht – mit anderen Mitteln betrieben – ein ähnliches Ziel dahinter, wenn einer der renommiertesten Historiker Europas „jungen Lesern“ die europäische Geschichte unter folgenden Kapitelüberschriften erzählt: „Die Europäer entdecken die Drehung der Erde und das Planetensystem“, „Die Europäer entdecken den Blutkreislauf“, „Die Europäer entdecken den Fall des Apfels“, „Die Europäer entdecken den Dampfkessel“, „Die Europäer erfinden die

moderne Chemie“, „Die Europäer perfektionieren die Mathematik“, „Die Europäer entdecken die Struktur des Universums“. Da kann man doch richtig stolz sein auf diese Europäer. Eurozentrismus und Ethnozentrismus liegen in ihrer Zugangsweise zur Vergangenheit nicht weit auseinander. Beide stellen die eigene Großgruppe in den Mittelpunkt. Und auch in den Folgen für gesellschaftliches Bewusstsein und politisches Handeln unterscheiden sie sich nicht grundsätzlich. Gerade wo es um die Identitätsbildung junger Menschen geht, scheint es mir wesentlich, eurozentristischen Tendenzen entschieden entgegenzuwirken. Das gilt für alle Formen der Vermittlung im Schulunterricht, der Gestaltung von Schulbüchern, der Aus- und Fortbildung von Lehrern etc. Kritisches Engagement der Geschichtswissenschaft ist - meiner Überzeugung nach - auf allen diesen Ebenen heute wieder besonders erforderlich.

Idealtypisch – und damit notwendig auch sehr vereinfachend – lässt sich zwischen zwei prinzipiell verschiedenen Zugangsweisen zur Vergangenheit unterscheiden. Sie haben auch für die Europäische Geschichte Geltung. Die erste möchte ich die identifikatorische nennen. Ihr geht es um das Wir-Bewusstsein einer Großgruppe aus ihrer Geschichte, um eine positiv besetzte historische Identität, um ein besonderes Selbstwertgefühl aus dem Wissen um die eigene Vergangenheit. Sie integriert die Gruppe nach innen und grenzt sie damit zugleich nach außen ab – bis hin zur Produktion von Feindbildern. Mit der eigenen Hochbewertung kann die Abwertung des Fremden korrespondieren. Wesentliche Auswirkungen dieser Zugangsweise liegen auf der emotionalen Ebene. Den Extremfall stellt die Jubelstimmung dar, um die sich das Feiern von Geschichte bei Jubiläen bemüht. Die zweite Zugangsweise möchte ich die genetisch-interpretative nennen. Bei diesem Ansatz geht es nicht um Emotionen, sondern um rationale Erkenntnisse aus der Vergangenheit. Ziel ist letztlich ein besseres Verstehen von Phänomenen des gesellschaftlichen Lebens aus ihrem Gewordensein. Ohne Einbeziehung der historischen Dimension sind die Gegebenheiten von Politik, Wirtschaft, Kultur etc., die uns heute umgeben, sicher nicht befriedigend zu erklären. Um in diesem Sinn Welt erklärbar zu machen, bedarf es eines ganz anderen Zugangs zur Geschichte, als ihn die identifikatorische Geschichtsdarstellung im Dienste des Wir-Bewusstseins von Großgruppen leistet.

In der Beschäftigung mit Europäischer Geschichte hat dieser zweite Typus in den letzten Jahrzehnten eine wichtige Rolle erlangt. Es sei das am Beispiel der Historischen Familienforschung erläutert. Ich wähle sie als Beispiel, weil ich den Weg dieser historischen Teildisziplin von Anfang an mitgegangen bin, weil ich um die gesellschaftlichen

Entstehungsbedingungen zu wissen glaube, weil ich die Relevanz der Forschungsergebnisse für die Gesellschaft einzuschätzen vermag. Arbeit auf dem Gebiet der Sozialgeschichte der Familie bedeutete für mich das entscheidende Schlüsselerlebnis für sinnhafte historischer Tätigkeit in Forschung und Lehre. Und diese Erfahrung teile ich mit vielen Kolleginnen und Kollegen.

Seit den sechziger Jahren haben verschiedene Forschergruppen durch Projekte, Konferenzen und Publikationen die Basis für eine europaweit vergleichende Erforschung europäischer Familienverhältnisse in der Vergangenheit gelegt. Heute kann man diesbezüglich von einer wohl etablierten historischen Teildisziplin sprechen. Die in ganz Europa mit analogen Fragestellungen und analogen Methoden durchgeführten Studien lassen allgemeine Aussagen über spezifisch europäische Familienphänomene zu. Das viel diskutierte „European marriage pattern“ mit seinem hohen Heiratsalter und seinen hohen Ledigenzahlen westlich der Linie St. Petersburg-Triest wäre beispielsweise in diesem Zusammenhang zu nennen. Besonderes Selbstwertgefühl der Europäer lässt sich aus solchen Forschungsergebnissen kaum gewinnen. Sollte man vielleicht auf die durch das hohe Heiratsalter bedingte hohe Zahl von unehelichen Kindern besonders stolz sein? Um einen solchen Bezug zur Vergangenheit ging es der Familienforschung damals gar nicht. Das historische Interesse war in ganz anderer Weise gesellschaftlich motiviert. Nicht zeitgleich verlaufende Europabewegungen auf politischer Ebene haben den Anstoß zur Beschäftigung mit europäischen Familienverhältnissen der Vergangenheit gegeben, sondern aktuelle Prozesse des Wandels der Familie. Es steht außer Frage, dass die enorme Dynamik der Historischen Familienforschung seit den sechziger Jahren mit Veränderungen der Familie in dieser Zeit zusammenhängt: mit abnehmenden Kinderzahlen – Stichwort „Vom Baby-Boom zum Pillenknick –, mit zunehmender Scheidungshäufigkeit, mit ansteigender Lebenserwartung, mit sich verändernden Geschlechterrollen, mit der Diskussion um alternative Lebensformen zu überkommenen Familienverhältnissen etc. Ähnliches ließe sich für andere neue Themenfelder der Geschichtswissenschaft feststellen, die in den letzten Jahrzehnten europaweit an Bedeutung gewonnen haben und die in europäischem Rahmen auf vergleichender Basis betrieben werden – für die Geschlechtergeschichte, für die Umweltgeschichte, für die Geschichte der Migration. Letztlich ging und geht es bei allen diesen neuen Forschungsbereichen nicht um Europa, sondern um ein besseres Verständnis von aktuellen gesellschaftlichen Problemfeldern aus ihrem historischen Gewordensein.

Dass alle diese genetisch-interpretativen Zugangsweisen so stark dem räumlichen Rahmen Europa verbunden blieben, hat keine theoretischen Gründe, sondern war und ist ausschließlich durch praktische Probleme der Machbarkeit bestimmt. Schon innerhalb des Kontinents sind vergleichenden Studien in vieler Hinsicht Grenzen gesetzt – durch Sprachkenntnisse, durch Schwierigkeiten des Zugangs zur Spezialliteratur, durch mangelnde Vertrautheit mit dem historischen Kontext des Untersuchungsgegenstands in anderen europäischen Regionen. Erst recht gilt das in größerem räumlichem Rahmen. Nur ausnahmsweise gelang es, den komparativen Ansatz über Europa hinaus auszuweiten. Die Historische Familienforschung ist dafür ein gutes Beispiel. Schon in den Pionierstudien wurde etwa hier Japan mit einbezogen. Aus meinen eigenen Arbeiten ist mir die Schwierigkeit voll bewusst, die ein über Europa hinausgehender Vergleich mit sich bringt. Ich habe lange gezögert, die Spur von verchristlichten Formen des Ahnenkults im westlichen Balkanraum zu außereuropäischen Formen des Ahnenkults zu verfolgen. Und erst eine Vortragsreise nach Japan und Taiwan sowie dort mit Kollegen geführte Gespräche haben mir genügend Selbstvertrauen gegeben, darüber zu publizieren. Ganz ähnlich ist es mir gegangen, als ich bei ägyptischen Arbeitsmigranten in Wien auf mir völlig fremde Formen der Verwandtenheirat stieß, deren Kontrast zu europäischen Verhältnissen zu interessanten Erklärungsmodellen führen konnte. Es gilt viel Angst zu überwinden, viel Zusätzliches zu lernen, um sich auf solche Vergleiche einzulassen. Aber der Aufwand lohnt sich. Sicher wird das Problem der Machbarkeit auch weiterhin eine Konzentration vergleichender Studien auf den europäischen Raum begünstigen. Und es ist für eine europäische Geschichtsschreibung der Zukunft schon viel gewonnen, wenn es gelingt, den innereuropäischen Vergleich stärker auszubauen. Vom grundsätzlichen Erkenntnisinteresse her gibt es allerdings für den von aktuellen Fragestellungen ausgehenden genetisch-interpretativen Ansatz keine kulturell-räumlichen Grenzen. Im Gegenteil – er kann durch deren Überschreiten nur gewinnen. Europa tritt dann zurück. Der globale Kontext bekommt größere Bedeutung.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass in Europa derzeit mehr über Europäische Geschichte geforscht, geschrieben, diskutiert wird als über Globalgeschichte. Sowohl auf der Ebene von wissenschaftlichen Publikationen als auch der von wissenschaftlichen Einrichtungen ist das Gefälle eindeutig. Geht das Interesse an Europa zulasten globaler Perspektiven? In der Geschichtswissenschaft? Vielleicht darüber hinaus im gesellschaftlichen Bewusstsein generell? Europäische Geschichte und Globalgeschichte stehen zueinander nicht in einem reziproken Verhältnis. Die Zunahme der einen hat nicht notwendig eine Abnahme der anderen

zur Folge. Von den verschiedenen Wellen intensiverer Beschäftigung mit Europäischer Geschichte wurde festgestellt, dass sie mit der Intensität politischer Integrationsbewegungen korrespondieren. Gibt es in Europa politische Bewegungen, die eine über den Kontinent hinausgehende Solidarität zum Ziel haben? In welcher Intensität wirken solche Bewegungen? In welcher Weise beeinflussen sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit?

Der Begriff „Globalgeschichte“ ist wissenschaftlich jung. Er wird oft gleichbedeutend mit der älteren „Weltgeschichte“ bzw. der zunehmend aus der Mode kommenden „Universalgeschichte“ gebraucht, mitunter aber auch mit spezifischen Konnotationen. So kann er für eine betont nicht-eurozentrische Geschichtsbetrachtung stehen. Manchmal wird er für die Vorgeschichte aktueller Prozesse der Globalisierung verwendet. In diesem Verständnis bezieht er sich auf die Entstehung und Ausbreitung weltweiter Systemzusammenhänge – also auf Weltgeschichte als globale Interaktionsgeschichte. Für Zeiten vor solchen Prozessen weltweiter Vernetzung, durchaus aber auch parallel zu ihnen ist Weltgeschichte als interkulturell vergleichende Zugangsweise möglich – etwa im Sinne der angesprochenen Beispiele einer genetisch-interpretativen Behandlung aktueller Themen wie Familie, Umwelt, Migration etc. Es spricht nichts dagegen, auch diese Form einer auf spezielle Themen zentrierten interkulturell vergleichenden Geschichte als „Globalgeschichte“ oder zumindest als „Geschichte in globalem Kontext zu charakterisieren.

Eine Fragestellung der Europäischen Geschichte scheint in besonderer Weise geeignet, die spezifische Geschichte dieses Kulturraums mit globalgeschichtlichen Perspektiven zu verbinden. Gemeint ist die Frage nach den historischen Bedingungen, unter denen es zur charakteristischen Sonderentwicklung Europas gekommen ist. Das Thema beschäftigt nicht nur die Geschichtswissenschaft, ebenso die Geschichtssoziologie, die Nationalökonomie, die Sozialanthropologie sowie die so genannten „area studies“. Es wurde und wird unter verschiedenen Etiketten diskutiert. Max Weber, den diese Frage sehr früh und besonders intensiv beschäftigt hat, sprach von der „okzidentalischen Sonderentwicklung“. In der englischsprachigen Literatur ist häufig von „The rise of the West“ die Rede. Eine Publikation unter dem Titel „The European Miracle“ hat die Debatte besonders stimuliert. Mit dem Begriff „okzidentale Ausnahmeentwicklung“ wird in der neueren Literatur wieder an die Terminologie Max Webers angeknüpft. Aber auch der Titel „Der europäische Sonderweg“ – durch die Parallele zum „deutschen Sonderweg“ nicht ohne Probleme – findet sich in der

neueren Literatur. Er trifft den angesprochenen Sachverhalt präzise. Deshalb habe ich mich im Titel meines Buches „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ dieser Terminologie in einer weicheren Form angeschlossen.

Aus globalgeschichtlicher Perspektive bringt die Frage nach Erscheinungen und Ursachen des europäischen Sonderwegs den Blick auf alternative Phänomene ein: anders organisierte Religionsgemeinschaften, anders strukturierte Familienformen, anders gestaltete Herrschaftsordnungen, andere Formen der Kommunikation in Wort, Bild und Schrift. Vergleiche zwischen solchen unterschiedlichen Mustern müssen keineswegs weltweit angelegt sein. Mitunter macht schon eine zwei- oder dreiseitige Gegenüberstellung – etwa mit dem islamischen Raum, mit China, mit Japan - spezifisch Europäisches bewusst. Die Einbeziehung globaler Perspektiven wird so thematisch überschaubar und arbeitstechnisch bewältigbar. Sicher besteht dabei die Gefahr, Erscheinungen außereuropäischen Kulturen zur bloßen Kontrastfolie von europäischen zu degradieren. Aber vergleichende Forschung bedarf der Arbeit mit Differenzen. Und wo der Vergleich nicht mit Wertungen verbunden ist, bringt er für beide Seiten Gewinn. Es können aus Unterschieden gegenüber dem europäischen Sonderweg auch für die Geschichte Japans, Chinas, des islamischen Raums wertvolle Erkenntnisse gewonnen werden.

Europäische Geschichte unter dem Stichwort „Sonderweg“ oder „Ausnahmeentwicklung“ zu konzipieren, lässt die Gefahr des Eurozentrismus auch bei einer genetisch-interpretativen Zugangsweise aufkommen. Ist man nicht historisch besonders bedeutsam, wenn man einen „Sonderweg“ gegangen ist, wenn man eine „Ausnahmeentwicklung“ durchlebt hat? Findet nicht eine so konzipierte Europäische Geschichte unter anderem Vorzeichen zu genau jenem übersteigerten Selbstwertgefühl, das der traditionellen Nationalgeschichte zum Vorwurf gemacht wird? Dem ist zunächst entgegenzuhalten, dass prinzipiell jeder historisch gewachsene Kulturraum auf seinen spezifischen „Sonderweg“ zurückblicken kann. Der europäische Sonderweg stellt – so betrachtet – nur einen von vielen dar. Unterschiede zwischen solchen Sonderwegen zu untersuchen ist sicher noch kein Zeichen von Überheblichkeit. Man wird aber noch einen Schritt weiter gehen können. Europa war und ist Ausgangspunkt maßgeblicher Prozesse der Modernisierung. Solche Prozesse haben weit über Europa hinaus prägend gewirkt – mit positiven, durchaus aber auch mit sehr negativen Folgen für andere Kulturräume. Die Feststellung des Sachverhalts dieser prägenden Wirkung Europas bedeutet noch nicht Eurozentrismus. Eurozentrismus ist erst ein Bewusstsein der

Überlegenheit, das sich auf diesen Sachverhalt beruft. Der Versuch, jede Beschäftigung mit Europas Sonderweg von vornherein als Eurozentrismus zu denunzieren, übersieht diesen Unterschied.

Als ein Sonderweg unter vielen, darüber hinaus aber auch als ein Sonderweg mit besonders nachhaltiger Wirkung auf Prozesse der Globalisierung ist der europäische Sonderweg sicher ein wesentliches Thema der europäischen Geschichtsschreibung. Es geht dabei nicht nur darum, seine Entwicklung darzustellen, sondern auch seine Ursachen zu erforschen. Dazu bedarf es des Vergleichs – des Vergleichs innerhalb des Kulturraums, vor allem aber über ihn hinausgehend in globalem Kontext. Die klassische Zugangsweisen der Komparatistik sind damit herausgefordert – gleichgültig welcher Richtung man sie zuordnet: der „Geschichtssoziologie“, der „Historischen Sozialwissenschaft“, der „Historischen Anthropologie“, Gerade die Historische Anthropologie hat eine starke Tradition des interkulturellen Vergleichs zwischen verschiedenen „area studies“. Es ist wohl kein Zufall, dass in der Beschäftigung mit Tendenzen der europäischen Historiographie neuerdings Bezeichnungen auftreten, die denen der „area studies“ analog konzipiert sind. Von „Europäistik“ ist in diesem Zusammenhang die Rede, ebenso von „Okzidentalistik“. Vielleicht deuten diese neuen Bezeichnungen eine neue Perspektive im Umgang mit Europäischer Geschichte an: den kühlen, distanzierten Blick von außen, wie wir ihn im Umgang mit außereuropäischen Geschichte gewohnt sind. Für eine Europäische Geschichte in globalem Kontext wäre das eine gute Grundlage.